

Stefan Nauenheim
Das Drama des kompetenten Säuglings

Forschung Psychosozial

Stefan Nauenheim

Das Drama des kompetenten Säuglings

**Zur Dynamik erlebter und gelebter seelischer
Strukturen in der frühesten Kindheit**

Mit einem Vorwort von Wolfgang Baßler

Psychosozial-Verlag

Zugleich Dissertation der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität
Bonn u. d. T.: »Zur Dynamik erlebter und gelebter seelischer
Strukturen in der frühesten Kindheit. Eine Phänomen-Analyse«, 2015

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in
der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische
Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Originalausgabe
© 2016 Psychosozial-Verlag
Walltorstr. 10, D-35390 Gießen
Fon: 06 41 - 96 99 78 - 18; Fax: 06 41 - 96 99 78 - 19
E-Mail: info@psychosozial-verlag.de
www.psychosozial-verlag.de

Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren) ohne schriftliche
Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung
elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Umschlagabbildung: Happy mother smiling as baby plays
piano © m-imagephotography/Thinkstock (181565455)
Umschlaggestaltung nach Entwürfen von Hanspeter Ludwig, Wetzlar
www.imaginary-world.de
Satz mit L^AT_EX 2_< (pdfL^AT_EX)
unter Verwendung von KOMA-Script
ISBN 978-3-8379-2600-2

Inhalt

Danksagung	9
Vorwort	11
1 Einleitung	17
1.1 Das Thema der Arbeit und ihre Zielsetzung	17
1.2 Aufbau und Argumentationsgang der Arbeit	29
1.3 Hinweise zur Begriffsverwendung	35
2 Wissenschaftliche Annäherungen	37
2.1 Der Säugling bei Mahler	37
2.2 Der kompetente Säugling	44
2.3 Der Säugling bei Stern	51
3 Gegenstand und Methode	59
3.1 Der weltfremde, weltlose und weltoffene Säugling	59
3.1.1 Der Mensch als ursprünglich monadisches, weltfremdes Triebwesen	66
3.1.2 Der Mensch als ursprünglich welt- und subjektloses Reflexwesen	68
3.1.3 Der Mensch als ursprünglich weltoffenes Lebewesen	74
3.2 Bestimmung von Grundbegriffen des seelischen Geschehens	83
3.2.1 Seelisches Erleben als Kräfte-, Struktur- und Bewegungszusammenhang	83
3.2.2 Strukturbildung auf der Basis von Quantitäten und Elementen? Kritik an Sterns Konzept der generalisierten Interaktionsrepräsentanzen	86
3.2.3 Strukturbildung als eine sich zwischen der Polarität von Subjekt und Objekt ausdifferenzierende Ganzheit nach Freud	96

Inhalt

3.2.4	Gemeinsamkeiten ganzheitspsychologischer und freudscher Konzepte	108
3.2.5	Haltgebende Ordnung und lebendige Verwandlung als grundlegendes Konstruktionsproblem des seelischen Geschehens nach Freud	113
3.2.6	Seelisches Geschehen als Ganzheit, Struktur und Entwicklung nach Dilthey	118
3.2.7	Vorüberlegungen zu einer Morphologie des seelischen Geschehens	124
3.2.8	Zu Piagets Kritik des Gestalt-Begriffs	128
3.2.9	Morphologie des seelischen Geschehens nach Salber	134
3.2.10	Gemeinsamkeiten in den Konzepten von Piaget und Salber	145
3.3	Methodisches Vorgehen der vorliegenden Arbeit	148
4	Mittendrin – Die ersten Lebenswochen	149
4.1	Bewegende Gegensätze	149
4.2	Suchen nach Anhalts- und Orientierungspunkten	154
4.3	Festhalten von Bewegtem	159
4.4	Beobachtendes In-die-Ferne-Schweifen	166
4.5	Veraltete Ausrüstung	175
4.6	Verfestigen der Erlebenswelt	180
4.7	Rekonstruktion und Zusammenfassung: Die <i>deukalionische</i> Phase	185
5	Dazwischen – Der 3. bis 8. Lebensmonat	193
5.1	Gemeinsam Sich-Bewegen	193
5.2	Mitgehen und Anstoßen	201
5.3	Einüben von bevorzugten Bewegungsfiguren	208
5.4	Von der Wirklichkeit zur Möglichkeit	212
5.5	Instrumentalisieren von Ausdrucksbewegungen	217
5.6	Beleben und Verlieben	222
5.7	Rekonstruktion und Zusammenfassung: Die <i>narzissstische</i> Phase	227
6	Dahin und Dahinter – Der 6. bis 15. Lebensmonat	235
6.1	In den Fängen des Alltages	235
6.2	Fernweh	237
6.3	Errichten einer Heimatbasis	241
6.4	Das Unentdeckte hinter dem Dritten	245
6.5	Überwinden von Hindernissen auf Umwegen	251

6.6	Paradoxes und dessen Vereinigung in einer Drei-Einheit	255
6.7	Rekonstruktion und Zusammenfassung: Die <i>ikarische</i> Phase	270
7	Darüber hinaus – Das 2. Lebensjahr	275
7.1	Die produktive Begegnung mit sich selbst und seiner Welt	275
7.2	Herstellen eines (all-)gemeinsamen Selbst- und Weltbildes	284
7.3	Nachbilden allgemeiner Vorbilder	292
7.4	Sich selbst behaupten gegenüber entfremdenden Verallgemeinerungen	299
7.5	Eröffnen phantastischer Spielräume	303
7.6	Sich trösten und retten in Phantasien	309
7.7	Rekonstruktion und Zusammenfassung: Die <i>adamitische</i> Phase	312
8	Nachwort – Der dramatische Säugling	319
	Literatur	323
	Personenregister	335
	Sachregister	339

Danksagung

Ein bekanntes afrikanisches Sprichwort besagt, dass es ein ganzes Dorf braucht, um ein Kind großzuziehen. Das Gleiche gilt offenbar auch für ein Buch: An seiner Entstehung und Reifung sind viele Menschen beteiligt, nicht alleine der Autor. Ich möchte diese Gelegenheit nutzen, um mich bei all denen zu bedanken, die – manche vermutlich ohne es selber zu wissen – mir hilfreich zur Seite gestanden haben: Ohne sie wäre dieses Buch nicht zustandegekommen. Mein besonderer Dank gilt dabei meinem Doktorvater Herrn Professor Dr. Wolfgang Baßler, der es mir nicht nur ermöglicht hat, in meiner Dissertation ein psychodynamisches Thema zu bearbeiten, aus dem das hier vorliegende Buch hervorgegangen ist, sondern der von allen den größten Anteil daran hat, dass ich zur Psychoanalyse gefunden habe, der mich in zahlreichen Vorlesungen, Seminaren und persönlichen Gesprächen von den wissenschaftlichen Grundlagen tiefenpsychologischer Gegenstandsbildung und Methodik sowie ihrer klinischen Anwendung überzeugen konnte und mir damit zugleich ein solides fachliches Rüstzeug für meinen späteren beruflichen Lebensweg an die Hand gegeben hat. Danken möchte ich aber auch ganz besonders meinem Zweitgutachter Herrn Professor Dr. Volker Ladenthin, der auf dem langen und teilweise steinigen Weg meiner Promotion zu mir und zu der von mir vertretenen Sache gehalten hat. Viel zu verdanken habe ich darüber hinaus meinen psychotherapeutischen Kolleginnen und Kollegen am Alfred-Adler-Institut in Köln, vor allem Frau M. A. Psych. Dipl.-Soz.päd. Sabine Tibud und Frau Korinna Bächer, die mich als Dozentinnen und Supervisorinnen in meiner einjährigen Säuglingsbeobachtung begleitet, inspiriert und mein Interesse an Säuglingsforschung überhaupt erst geweckt haben. Mein Dank gilt ebenfalls dem Psychosozial-Verlag, der mir diese Veröffentlichung ermöglicht hat und sich dabei nicht von der Tatsache hat abschrecken lassen, dass es sich bei meinem Manuskript um eine fachspezifische Doktorarbeit von einem zudem weitgehend unbekannten Autor handelt. Zu guter Letzt möchte ich meiner Familie, insbesondere meiner Mutter, meinem Stiefvater und meiner Frau danken für ihre außerfachliche Unterstützung, vor allen Dingen aber für ihre Geduld.

Vorwort

Es ist zweifellos – wenn auch bis heute von Seiten der akademischen Main-Stream-Psychologie nicht unumstritten – eine der großen Leistungen Sigmund Freuds, auf die stark prägende Bedeutung der frühen und frühesten Kindheitsentwicklung hingewiesen und sogar dementsprechende Phasen ausgearbeitet zu haben. Fast schon sprichwörtlich wurde dabei die bereits von ihm so benannte »orale Phase«. Vor allem Anna Freud hat im Anschluss daran öfters darauf hingewiesen, dass man sich spätestens im 19. Jahrhundert daran gewöhnt hatte, auf der biologischen Ebene des Menschen solche Entwicklungsphasen zu erkennen und zu erforschen, und dass mit dem Fortschritt der biologischen Wissenschaften offensichtlich wurde, dass der Mensch im Mutterleib und erst recht danach in seiner Entwicklung nicht schon als kleiner Erwachsener anzusehen war, wie man lange Zeit wie selbstverständlich angenommen hatte.

Im psychologischen Bereich gab es jedoch vielfach Widerstand, sich auch hier dem Gedanken einer Entwicklung gegenüber zu öffnen. Zwar gab es spätestens mit William Preyer eine spezifische Kleinkindbeobachtung und -forschung, aber dass diese Zeit eine die ganze weitere Entwicklung des menschlichen Charakters stark mitbestimmende Rolle haben dürfte und dass sich dies auch in spezifischen Phasen vollziehen würde, ist sicher ein weitgehend originäres und unbestrittenes Verdienst Sigmund Freuds. Dass jedoch bei diesen Phasen nun vor allem auch die sexuell-libidinöse Entwicklung eine führende Rolle spielen würde, hat Freud dann bald, aber auch auf lange Sicht und teilweise bis heute noch heftige Kritik eingetragen und nicht zuletzt zu dem unrühmlichen »Ehrentitel«: »Das Schwein aus der Berggasse 19« geführt.

Aber sei dem, wie es sei. In jedem Falle hat Freud die wissenschaftliche Öffentlichkeit auf den großen Stellenwert, den die Kindheitsentwicklung im Leben der werdenden Persönlichkeit inne hat, nachhaltig aufmerksam gemacht. Das wiederum hat sicher auch in erheblichem Ausmaße dazu beigetragen, dass man seitdem zunehmend intensiver versucht hat, das kindliche und frühkindliche Seelen-Leben in einem umfassenden Sinne empirisch-phänomenologisch immer weiter aufzuhellen. Hier wäre von psychoanalytischer Seite vor allem

Anna Freud selbst, aber auch ihr Schüler Erik H. Erikson zu nennen. Im weiteren Verlauf entstand dann bekanntermaßen eine bis in die Gegenwart andauernde, umfassende klinisch-phänomenologische Beschäftigung mit dieser Thematik. Im englischsprachigen Bereich sind hier so bekannte Namen zu erwähnen wie Melanie Klein und ihre Schule, Wilfried Bion, Margaret Mahler und heutzutage die Forschergruppe um Peter Fonagy. Im deutschsprachigen Raum fand vor allem René Spitz, der auf diesem Gebiet geradezu als Pionier angesehen werden kann, mit seinem 1965 erschienenen Werk *Vom Säugling zum Kleinkind* (engl. Originaltitel: *The First Year of Life*) große Beachtung sowie in der jüngsten Zeit Martin Dornes, der sogar in der breiteren Öffentlichkeit bekannt geworden ist mit dem Titel seiner ersten psychologischen Publikation *Der kompetente Säugling*.

Aber im Zuge dieser Forschung erhob sich auch die kritische Frage: Sollten denn schon Säuglinge über ein so intensives und ausgeprägtes Seelenleben verfügen, dass man sie sogar als »kompetent« bezeichnen kann? Spätestens mit dieser Kennzeichnung »kompetent« vermehrten sich die Unternehmungen, das Phantasieleben, ja ganz allgemein und zutreffender: das *Erleben* des Kleinst- und Kleinkindes immer noch genauer zu erforschen.

Aber hier bestand sehr schnell – und eigentlich schon seit langer Zeit – ein schwerwiegendes *methodisches* Problem: Säuglinge und des weiteren Kleinst- und Kleinkinder verfügen nicht über sprachliche Ausdrucksfähigkeit und müssen diese in einem mehrere Jahre dauernden Prozess erst erlernen. Sie können also über ihre Gefühle und Phantasien, über ihre Wünsche und Versagungen, sprachlich nichts berichten und auch später noch – mit zwei bis drei Jahren – nur eher rudimentär.

Könnten aber nicht doch Möglichkeiten bestehen, diesem Erleben des Säuglings bzw. des Kleinst- und Kleinkindes auch ohne dessen sprachliche Ausdrucksfähigkeit genauer auf die Spur zu kommen? Könnten hier nicht doch über genaueste Verhaltensbeobachtungen Rückschlüsse auf das affektive Seelenleben des Säuglings gezogen werden? In jüngster Zeit tritt auch eine weitere Richtung als eventuell methodisch weiterführend auf: die Erforschung von Gehirnarealen der Säuglinge und Kleinst- und Kleinkinder, um von daher Einblicke in die emotionalen und kognitiven Vorgänge der Säuglinge bzw. Kleinstkinder zu gewinnen.

Die Ergebnisse aller dieser Forschungsrichtungen scheinen aber kaum den Erlebens-Formen der Säuglinge und Kleinst- und Kleinkinder näher zu kommen, vor allem dann nicht, wenn man mit Jaspers und Dilthey betont, dass das seelische Er-Leben verstanden werden sollte als ein Vorgang, der genauer herausstellt, »wie Seelisches [bzw. seelisches Erleben, W. B.] aus Seelischem [d. h. vorherigem seelischen Erleben, W. B.] hervorgeht.« Wir wollen also in

einer *konsequenter* Psychologie des Erlebens das »Aus-einander-Hervorgehen« des einen seelischen Geschehens *aus* dem vorhergehenden verstehend ableiten und nachvollziehen und nicht eine bloße »Auf-einander-Folge« feststellen, wie wir dies beispielweise bei sinnlich erfassbaren Naturvorgängen als »Auf-einander-Folge« im Sinne einer Ursache-Wirkungs-Relation tun. Demgemäß heißt es schon programmatisch bei Dilthey: »Das Seelenleben verstehen wir, das Naturgeschehen erklären wir.«

Auch bei Freud spielt das Verstehen der erlebten Zusammenhänge eine zentrale Rolle, so etwa beim Traum-Verstehen oder auch bei angemessenem Verstehen von (kindlichen) Phantasien überhaupt. Der Traum bzw. die Phantasien bleiben unverständlich, wenn man ihn bzw. sie nicht in den Zusammenhang mit dem übrigen Seelenleben stellt. Es geht also auch Freud stets um zusammenhängende Erlebensgeschichten. Zu dieser Thematik machte Freud einmal die Bemerkung, seine Krankengeschichten würden sich eher lesen wie Novellen denn als medizinisch-diagnostische Anamnesen und Einordnungen.

Der Psychoanalytiker Daniel Stern scheint mir in seiner vielbeachteten Studie *Tagebuch eines Babys* eher auch diesen Weg Freuds gegangen zu sein: Dieses Tagebuch liest sich nämlich ebenfalls wie eine Erzählung bzw. Novelle aus dem Alltags-Erleben des Babys bzw. Kleinstkindes. Von Beginn an wurde natürlich dann auch an Stern die methodisch-kritische Frage gestellt: Hat er etwa hierbei seinen eigenen Phantasien allzu freien Lauf gelassen und sich mehr schriftstellerisch betätigt? Hat er überhaupt einen methodischen Weg aufgezeigt (méth-hodos = der Weg hindurch, hinzu), wie er zu diesen Geschichten, Erzählungen, »Novellen« gelangt ist? In der Tat schickt Stern seinem *Tagebuch eines Babys* keine eigene Reflexion über methodisches Vorgehen voraus bezüglich dessen, was inhaltlich an Erlebensvorgängen erfasst werden soll. Aber auch das, was inhaltlich an Erlebens-Formen des Babys im Kern erfasst werden soll, wird ebenfalls vorab nicht genauer erklärt. Vielmehr beruft sich Stern – bei allen unbestrittenen Verdiensten für diese seine beachtenswerte Pionierat – auf bereits (seit längerem) vorliegende Ergebnisse der psychoanalytischen Säuglings- und Kleinkindforschung: so auf Margaret Mahler, Melanie Klein und ihre Schule, Wilfried Bion u. a. Seinen »Erzählungen« liegen also eher und letztlich Legierungen aus Phantasien mit bekannten Fakten, die unserem derzeitigen Wissen entstammen, zu Grunde. Dies ist trotzdem und zweifelsohne ein spannender Versuch von Stern: Was sieht, fühlt, erlebt ein Baby in Alltagssituationen? Wie nimmt es die Augen seiner Mutter wahr? Wie nimmt es Licht und Schatten an der Wand wahr? Wie verspürt es seinen Hunger? Welche typischen Phantasien entwickeln sich bei einem Baby im Hinblick auf sein Welt-/Umwelt-Verständnis – Phantasien bis hin zu Vorformen des Denkens?

Als Grundlage für diese Fragen dienen Stern bekanntermaßen die sogenannten RIGs (Representations of Interactions that have been generalized): also Repräsentationen von Interaktionen, in der Regel zwischen Mutter und Kind in Form von verinnerlichten Beziehungsmustern, die ein aufeinander abgestimmtes, affektives Zusammenspiel (»affective attunement«) von Eigenbestrebungen und Stück um Stück erfassster Umwelt darstellen. Macht der Säugling dabei häufig ähnliche oder in etwa gleiche Erfahrungen, so ergeben sich verinnerlichte Beziehungsmuster (Representations of generalized Interactions), die die Einstellung bzw. Erwartung des Säuglings zu »seiner« Welt und Umwelt (in diesem frühen Alter noch zwei Seiten derselben Medaille) im Weiteren stark prägen. Stern ist jedoch in seinem *Tagebuch eines Babys*, wie schon erwähnt, die Kritik nicht erspart geblieben, dass er streckenweise hierbei allzu »lyrisch« und mit schriftstellerischer Freiheit vorgegangen sei. Zweifellos hat Stern eine vorbildhafte Pioniertat gewagt, aber ebenso zweifellos sollte m. E. diese Kritik berücksichtigt werden.

Stefan Nauenheim greift daher beides auf: Er möchte ebenfalls *das Erleben* des Babys bzw. Kleinstkindes erfassen. Dabei nimmt er Anregungen Sterns auf und stellt auch Alltagsgeschichten der Babys bzw. Kleinstkinder dar, geht aber methodisch ganz andere, in der bisherigen Forschung noch kaum beachtete Wege: Zunächst schickt er eine umfangreiche methodische Reflexion voraus, v. a. angelehnt an Dilthey und die Ganzheits- und Gestaltpsychologie, in einer speziellen Weiterführung durch Wilhelm Salber, so wie er auch an methodische Überlegungen von Freud selbst anknüpft. Dabei ist es eine zentrale Grundüberlegung von Stefan Nauenheim, dass die Wissenschaft es *stets* mit Gesetzen zu tun hat, und zwar in Bezug auf inhaltliche Gegenstände und Vorgänge, die insbesondere in der Psychologie als sinnliche Phänomene zu fassen sind, dabei aber *zugleich* eine Verallgemeinerung in Gesetzen finden können und müssen. Infolgedessen hat sich Stefan Nauenheim gefragt: Gibt es Gesetze in der Psychologie, gerade auch in einer Psychologie des Erlebens und nicht nur in einer Psychologie des Verhaltens? Diese Frage ist schon deshalb von großer Bedeutung, weil das seelische *Erleben* – spätestens seit dem sogenannten »Psychologismus-Streit« (Husserl) – stets im Verdacht stand und steht, letztlich *nur* subjektiv und jeweils *nur* individuell zu sein, und es dann auch methodisch letztlich *nur* zugänglich ist durch »einfühlendes Verstehen«, heutzutage mit Jaspers, wissenschaftlicher klingend, »Empathie« genannt.

Wissenschaftstheoretiker von Rang wie Karl R. Popper – und z. B. im deutschen Sprachraum auch Wolfgang Stegmüller – kritisieren aus diesem Grund die Psychoanalyse insgesamt als unwissenschaftlich, da sie keine allgemeinen und damit auch keine empirisch überprüfbaren Gesetze aufstellt

und infolgedessen als Ergebnisse bestenfalls »Plausibilitäten« (so W. Stegmüller) hervorbringen kann und keinesfalls wissenschaftlich ernst zu nehmende Resultate, geregelt nach strengen allgemeingültigen Gesetzlichkeiten.

Demgegenüber vertritt Stefan Nauenheim die These, solche Gesetze sind durch Dilthey, die Ganzheits- und Gestaltpsychologie, wiederum in der Fortführung durch Wilhelm Salber, vor allem aber auch durch Sigmund Freud durchaus im Seelenleben bereits aufgefunden und aufgestellt worden, haben aber bezüglich der Psychologie des kleinstkindlichen Erlebens noch so gut wie keine Umsetzung erfahren.

Damit ist programmatisch das weitere Vorgehen in der vorliegenden Arbeit von Stefan Nauenheim festgelegt. Im Folgenden werden daher solche Gesetze zunächst einmal genauer gekennzeichnet, Gesetze, die sozusagen das Erleben durchgliedern und insofern alles individuelle Einzel-Erleben in seinem Ablauf *übergreifend konstituieren*. Dies sind durchaus Gesetze im *strengen* Sinne: Ebenso wie ein Physiker die Gesetze der Schwerkraft oder der Thermodynamik nicht per Willensentschluss außer Kraft setzen kann, ist es auch nicht möglich, die Gesetze des Erlebens zu ignorieren. Diese Gesetze, da eben das Erleben konstituierend, gelten daher für ein *jegliches* seelisches Geschehen, interkulturell, intermodal und ebenso intersubjektiv, letzteres u. a. insbesondere auch für das Kleinstkind, da für dieses noch keine Subjekt-Objekt-Trennung existiert: »Seine Welt« ist zugleich seine nächste unmittelbare Umwelt. Hierbei lässt sich auch auf Piaget verweisen: Die Integration von (eigener) Welterfassung und Umwelt besteht stets in einem ständigen Austausch resp. Vorgang von Assimilation und Akkommodation in der Weise von Gestaltgesetzen, die Piaget z. T. zustimmend von der Gestaltpsychologie übernimmt wie z. B. Zentrierung-Dezentrierung, gestaltgesetzlich formuliert: das »Figur-Grund«-Gesetz. Dieses Gestalt-Gesetz von »Figur und Grund« ist nun in der Tat von der vorhin geforderten universellen Gültigkeit: Wir erfassen unsere Welt und Wirklichkeit stets nur so, dass etwas als Vorder-Grund und etwas als Hinter-Grund realisiert wird – und wir können sie *nur so* erfahren. Allerdings kann sich dies dann im nächsten Augenblick auch gerade ins Gegenteil verkehren: Aus Vorder-Grund wird Hinter-Grund und umgekehrt (die sogenannten »Kippfiguren«, die jeder aus seiner Alltagswahrnehmung kennt). Was dabei inhaltlich jedoch Vorder- bzw. Hintergrund ist, ist wissenschaftsmethodisch nun nicht weiter gesetzlich bestimmbar, aber auch nicht entscheidend. Es kann dabei in der Tat nur individuell im jeweiligen Erleben erfasst und beschrieben werden. Aber dass das seelische Erleben als *Vorgang* nur so *abläuft*, also nach regulierenden resp. strukturierenden Gestalt-Gesetzen, ist unumgänglich.

Das »Gesetz der Geschlossenheit« ist ebenfalls ein solches psychologisches Gesetz universeller Gültigkeit: Alles seelische »Einzel«-Erleben muss im wei-

teren Verlauf stets zu irgendeiner Form von Abschluss finden. So kann auch ein Kleinstkind z. B. ein bestimmtes angelaufenes seelisches Geschehen nicht beliebig fortsetzen: Es muss zu einem mehr oder weniger gelungenen »Ende« kommen. Als Beispiel könnte man hier die wohlbekannten »Kuckuck-Spiele« der Kleinstkinder nennen. Auch wenn es manchmal dem Erwachsenen so scheinen mag, dass ein Kleinstkind dieses Spiel scheinbar endlos fortsetzen möchte, wird es dieses – bei ausreichender Geduld des Erwachsenen – irgendwann in eine Variation bringen oder in ein anderes Spiel oder in noch ein anderes Geschehen »kippen« lassen, das zugleich Übergang und Anfang von etwas anderem, Neuem ist: Beispielsweise kann das »Kuckuck-Spiel« in einem Spielen mit dem Taschentuch »enden«, sich zugleich aber auch darin fortführen. Hier sei zudem ein Beispiel aus der freudschen Psychologie angeführt: Vorgänge der Identifikation und Projektion sind in gleicher Weise unumgänglich. Das Kleinstkind ist oft genug (vorübergehend) ganz bei einer Sache, d. h. mit ihr identifiziert – es *ist* diese »Sache« selbst, z. B. ein »Wau-Wau«. Das Kind spielt also *nicht nur* einen »Wau-Wau«, es *ist* vorübergehend dieser »Wau-Wau« selbst. Wir nennen dies gewöhnlich – nicht gerade sonderlich zutreffend: Konzentration, Aufmerksamkeit, Fixierung etc.

Alle diese Gesetze des Erlebens – Freud spricht in diesem Zusammenhang ausdrücklich von *Gesetzen* des Unbewussten – (prä-)formieren infolgedessen notwendig und allgemeingültig *alles* seelische Erleben, also auch das des Säuglings bzw. Kleinstkindes. Infolgedessen gilt es nunmehr herauszustellen, *wie* es Säuglingen bzw. Kleinstkindern gelingt, diese seelischen Gesetzmäßigkeiten mit ihren eingeschränkten (körperlichen und seelischen) Möglichkeiten in bestimmten Alltagssituationen umzusetzen. Wie Stefan Nauenheim diese spannenden Fragen im Einzelnen auf der phänomenologischen Beschreibungsebene bearbeitet und dann in Strukturen des kleinkindhaften Erlebens überführt hat, möchte ich nun gerne der gespannten Aufmerksamkeit und Neugier des Lesers überlassen!

Ich darf nur zum Abschluss noch eine mehr persönlich gehaltene Bemerkung hinzufügen: Ich freue mich sehr, dass eine Reihe meiner Anregungen aus meinen Lehrveranstaltungen als Professor an der Universität Bonn eine solch spannende und, wie ich denke, die Wissenschaft weiterführende Bearbeitung in der vorliegenden Arbeit durch Herrn Nauenheim gefunden hat. Dazu möchte ich ihm einen herzlichen Glückwunsch sagen und meinem Wunsch Ausdruck verleihen, dass er in diesem Sinne noch weitere Forschungsarbeit wird leisten können.

Köln, im Februar 2016
Wolfgang Baßler

1 Einleitung

1.1 Das Thema der Arbeit und ihre Zielsetzung

»Und jedem Anfang wohnt ein Zauber inne ...«
Hermann Hesse

Die vorliegende Arbeit widmet sich der seelischen Entwicklung des Menschen in seinen ersten beiden Lebensjahren. Sie beschäftigt sich also zum größten Teil mit derjenigen Lebensspanne, in der der Mensch die Sprache i. e. S. noch nicht erlernt hat. Ihr Ziel ist es, *die Lebenszusammenhänge*, in die das Kleinstkind als *eine ganze Person* eingebunden ist, sowie *die aus ihnen hervorgehenden Lebensaufgaben* sichtbar werden zu lassen. Eine solche Zielsetzung erscheint vonnöten, weil auf diesem Gebiete noch ein gewisser Nachholbedarf besteht, was u. a. eine Folge des Umstandes darstellt, dass die kleinstkindliche Entwicklung erst spät Gegenstand der geisteswissenschaftlichen Forschung und Literatur geworden ist. Zwar hatte bereits Rousseau im 18. Jahrhundert mit seinem Erziehungsroman *Emile oder über die Erziehung* den geisteswissenschaftlichen Blick auf die frühe und sogar früheste Kindheit gelenkt (vgl. Rattner, 1981, S. 71) und andere dazu inspiriert, »diesen in Gedanken vollzogenen Versuch an der Wirklichkeit zu erproben« (Dilthey, 1986, S. 170), jedoch blieben die vorsprachlichen Anfänge der menschlichen Entwicklung von solchen, insbesondere wissenschaftlichen, Wirklichkeitserprobungen – also von Experiment und direkter, systematischer Beobachtung – noch für lange Zeit weitgehend ausgespart. Erst in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts begannen einige Forscher, sich zumindest sporadisch dieses Themas anzunehmen. So erschienen 1859 beispielsweise die von *Kußmaul* durchgeführten *Untersuchungen über das Seelenleben des neugeborenen Menschen*, in denen er »einige Beobachtungen und Versuche an Neugeborenen anstellte, die freilich nicht zum Abschlusse gekommen sind« (Kußmaul, 1859, S. 6). Als Pionier auf diesem Gebiet darf jedoch *Preyer* mit seinem 1882 veröffentlichten Werk *Die Seele des Kindes* gelten. Mit diesem, so glaubt beispielsweise Höhn

(1959, S. 21), sei schließlich »die Schwelle, von der an eine kontinuierliche Periode entwicklungspsychologischer Forschung beginnt«, erreicht worden. In ihm beschreibt er die systematisch durchgeführten Beobachtungen an seinem Sohn, die er mit dessen Geburt begonnen und drei Jahre lang fortsetzt hatte. Diese von *Preyer* vorgezeichnete Tagebuch-Methode wurde in der Folgezeit vor allem von Eltern und Erziehern, wie z. B. dem Ehepaar Scupin & Scupin (1907), angewendet und von wissenschaftlich arbeitenden Forschern weiterentwickelt, beispielsweise von dem Ehepaar Stern (1914). *Wundt* hingegen kritisierte an dieser Forschungsmethode schon damals, dass mit ihr bestenfalls objektive Symptome erfasst werden könnten, aus denen sich keine psychologischen Erkenntnisse ableiten ließen, denn »eine psychologische Beurteilung dieser Symptome [ist] immer nur auf Grund der durch experimentelle Hilfsmittel unterstützten *Selbstbeobachtung* (Herv. d. Verf.) des *reifen* Bewußtseins möglich« (Wundt, 1909, S. 364). Nach *Wundt* muss der Beobachtete sich also selber beobachten (können), damit diejenigen inner-seelischen Vorgänge aufgedeckt werden können, die sich mit dem äußerlich-beobachteten Verhalten verbinden. Eine solche Introspektionsfähigkeit traut *Wundt* dem Säugling jedoch nicht zu. Und auch angesichts der gegenwärtigen Forschungslage ist nicht davon auszugehen, dass das Kleinstkind vor einem Alter von etwa 1½ Jahren hierzu fähig ist (vgl. Kap. 7). Zudem, so kann hinzugefügt werden, ließe sich aus der Selbstbeobachtung ja gar keine psychologische Erkenntnis gewinnen, wenn nicht eine weitere Voraussetzung erfüllt wäre: Der Sich-selbst-Beobachtende muss das, was er an sich selbst beobachtet hat, dem Anderen, z. B. dem Forscher, in angemessener Weise mitteilen können. So dürfte nicht zuletzt die archaische Sprachlosigkeit, mit der der Mensch geboren wird, erheblich dazu beigetragen haben, dass er sich als neugeborenes Kind und Säugling trotz seines Schreiens in der Wissenschaft zunächst kein Gehör hat verschaffen können: Er kann ja nicht – zumindest nicht mit Worten – befragt werden und Auskunft über den Grund seines Schreiens erteilen. Und was hätten Wissenschaftler diesem Schreien ansonsten entnehmen sollen? Sie hätten es vermessen können, was inzwischen ja auch getan worden ist bzw. wird. So fordert beispielsweise die sogenannte und heute noch gebräuchliche Dreierregel nach Wessel et al. (1954) dazu auf, das Schreien von Säuglingen von vermessungstechnischen Gesichtspunkten her zu betrachten: In ihr wird festgelegt, dass es sich bei einem Säugling dann um ein »Schreikind« handelt, wenn es für einen Zeitraum von mindestens drei Wochen an mindestens drei Tagen wöchentlich und an diesen mindestens drei Stunden täglich schreit. So hilfreich solche Vermessungen und Häufigkeitsbestimmungen auch sein mögen, sie offenbaren jedoch nicht den Sinn und die Bedeutung, die das Schreien *für das Kind selber* hat. Zwar können sie Aufschluss über äußere bzw. objektiv messbare Zusammenhänge oder

Korrelationen geben, in welchem Zusammenhang sie jedoch zu den inneren bzw. subjektiven Erlebenszusammenhängen des Säuglings stehen, bleibt unklar. Hierauf macht nicht zuletzt auch der Hirnforscher Roth (2004, TC 0:05:29) in einer Folge der Sendung *Das philosophische Quartett* aufmerksam, in der er zu bedenken gibt:

»Er [der Hirnforscher, Anm. d. Verf.] untersucht erst einmal etwas, was er gar nicht selbst erlebt. Wir wissen gar nicht direkt, dass wir Gehirne haben. Und warum wir unser Gehirn nicht erleben, ist eines der größten Rätsel und am schwierigsten zu erklärenden Dinge in der ganzen Zunft [die Zunft der Hirnforscher, Anm. d. Verf.].«

In seiner Aussage, dass die Beziehung zwischen den (gemessenen oder vermuteten) neurophysiologischen Vorgängen im Gehirn einerseits und dem Erleben andererseits eines der größten Rätsel darstellt, formuliert Roth allerdings nicht nur ein besonderes fachspezifisches Problem, sondern es deutet sich die dem gesamten abendländisch-wissenschaftlichen Denken innewohnende Tendenz an, Körper und Geist voneinander zu trennen. Störig (2000, S. 365) fasst die Konsequenzen dieser, vor allem durch *Descartes* zugesetzten Entwicklung wie folgt zusammen:

»Folgenreich (aber nicht segensreich) für die weitere Entwicklung des abendländischen Denkens ist die radikale Trennung, die Descartes vornimmt zwischen dem Geist, dem Denken einerseits und der Welt der Körper [andererseits, Zus. d. Verf.] – einschließlich des menschlichen Körpers. Sie ist einer der Ausgangspunkte für die Ausbildung eines populären ›Materialismus‹, der nur der Körperwelt Realität zugesteht, und eines (ebenso einseitigen) ›Idealismus‹.«

Die hier vorliegende Arbeit verfolgt *nicht* das Ziel, einen Beitrag zur Lösung des großen, viele Jahrhunderte alten Problems des Körper-Geist-Dualismus zu leisten. Vielmehr ist es ihr Anliegen, ein Konzept, resp. einen Entwurf der vorsprachlichen Entwicklung vorzulegen, der möglichst konsequent das *Erleben* und *Verhalten* in den Blick rückt: Beide Aspekte sollen phänomenal beschrieben, gegliedert, d. h. analysiert und (re-)konstruiert werden. Nicht die physiologischen Vorgänge, die das Erleben und Verhalten verwirklichen, sollen also das Thema dieser Arbeit sein, sondern das Erleben und Verhalten selber. Eines ihrer Anliegen ist es von daher, den Eigenwert der Phänomene herauszuarbeiten und zu stärken, nicht zuletzt um epiphänomenalistischen Tendenzen in der Forschung entgegenzuwirken: Denn eine Unterwerfung des Phänomens durch die Physis würde aus Sicht des Verfasser eine Beschädigung

der Wissenschaft bedeuten. Er plädiert deshalb dafür, die Wissenschaften von den Phänomenen sowie die Physiologie als eigenständige Forschungsrichtungen aufrechtzuerhalten, so dass sie sich auf Augenhöhe begegnen können. Eine solche wissenschaftliche Haltung erscheint aus Sicht des Verfassers am ehesten dazu geeignet zu sein, vorschnelle und einseitige Ausrichtungen, wie *Störig* sie beklagt, zu vermeiden. Angesichts der Zielsetzung der vorliegenden Arbeit, konsequent vom Erleben¹ her zu denken, erscheint es angemessen, sich auf solche (neuro-)physiologischen Forschungsergebnisse zu beschränken, in denen sich Hinweise auf das Erleben finden lassen. Die physiologischen Erklärungen, die für dieses Erleben angegeben werden, sind in diesem Kontext jedoch weniger relevant.

Da die vorliegende Arbeit das Erleben, insbesondere das Erleben des Kleinstkindes, in den Blick zu rücken versucht, ist sie zugleich auch gehalten, Methoden und technische Verfahren zu finden, mit denen sie ihrem Untersuchungsgegenstand gerecht zu werden vermag. In diesem Zusammenhang erscheint eine Auseinandersetzung mit der von *Freud* begründeten Psychoanalyse geboten, da sie durch die Anwendung ihrer Technik der freien Assoziation² das menschliche Erleben mit einer Konsequenz in den Blick rückt, wie dies vor ihr noch nicht getan worden ist. Darüber hinaus erscheint die Psychoanalyse von einem zweiten Gesichtspunkt her relevant für das Thema der vorliegenden Arbeit, da sie ihr Augenmerk vor allem auch auf die frühe und fröhteste Kindheit richtet, von der sie annimmt, dass in ihr die Wege vorgeprägt werden, die die auf sie bzw. aus ihr folgende seelische Entwicklung beschreitet. Zwar hat *Freud* als der Begründer der Psychoanalyse in seinen Schriften lange Zeit vor allem die Bedeutung der ca. im dritten oder vierten Lebensjahr einsetzenden ödipalen Phase hervorgehoben, aber dennoch lässt er – insbesondere in seinen späteren Schriften – die vorödipale und sogar vorsprachliche Entwicklung des Menschen nicht außer Acht, die er u. a. in den Konzepten der halluzinatorischen Wunscherfüllung und des primären Narzissmus zu fassen versucht. Dabei beruft er sich größtenteils auf die Erfahrungen, die er im Rahmen der Anwendung der

-
- 1 Erleben und Verhalten bilden eine innere Einheit, die in Kapitel 3 noch ausführlicher thematisiert wird. Wenn hier oder im folgenden Text also von dem Erleben die Rede ist, so ist immer auch das Verhalten mitgemeint, ebenso wie das Verhalten stets das Erleben impliziert.
 - 2 So skizzieren u. a. Laplanche & Pontalis (1994, S. 77) die freie Assoziation als eine »Methode, die darin besteht, ohne Aussonderung alles zu sagen, was einem einfällt, sei es von einem vorgegebenen Element aus (Zahl, Traumbild, irgendeine Vorstellung), sei es spontan«. Das Bemühen des Psychoanalytikers um Zurückhaltung, um den Einfällen und, damit verbunden, dem Erleben seines Patienten einen Entfaltungsspielraum zu gewähren, ist im übrigen auch oft in Karikaturen und Parodien aufgegriffen worden, in denen der Psychoanalytiker in zugespitzter Weise als jemand dargestellt wird, der im Gespräch mit seinen Patienten lediglich hin und wieder ein fragendes »hm?« einwirft, gänzlich schweigt oder sogar schläft.